

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337207](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337207)

gerige Augen zu mir erhebend, die nach mehr verlangten. Habt ihr, meine Freunde, jemals von diesen Menschenfressern gehört? Wenn sie einmal Menschenblut geleckt haben, liegen sie monatelang vor der Stadt. Ihr begreift unsere Angst, als wir sahen, wie das Tier hungrig und durstig da bleiben zu wollen schien.

„Mut, Bruder!“ sagte jetzt der Treiber, den ich in meiner Bewußtlosigkeit kaum verstand. „Sie kommen mir zu Hilfe, sie können nicht mehr weit sein!“

„Sie? Wer? Wo? Wie?“ brachte ich heraus, „wer weiß denn, daß wir in Gefahr sind?“

„Wer? Ei, die Büffel! Sie müssen schon lange im Dorf sein, ihre Rückkehr aber hat sicher die Bewohner allarmiert, die über das Schicksal der einen Kuh und über das meinige nicht im Zweifel sein können. Unsere Retter werden die Spuren finden.“

Das dünkte mich eine schwache Hoffnung. Das Dorf lag zwölf Kilometer entfernt. Aber die Sonne war noch nicht am Untergehen, die Zeit konnte noch benützt werden. Wir warteten also. Der Tiger auch. Eine Stunde verstrich. Schon stand die Sonne nur noch in der Höhe der Gebüsch. Wir hatten noch eine Stunde Tag vor uns, noch eine Stunde und dann kam die Nacht, der Hunger, der Tod...

Da stieß mich der Treiber an. „Hörst du, Bruder?“ sagte er, das Ohr gegen den Wind haltend.

Ich horchte. Der Wind strich durch die Blätter. Unter uns leuchtete, knurrte, kratzte der Tiger. Endlich hörte ich ein dumpfes Rollen wie von einem entfernten Gewitter. Ich schaute gen Himmel. Das Firmament war wolkenlos, von einem vollkommenen Blau.

„Nein, nicht dort,“ bedeutete mir der Treiber. „Ich glaube es kommt von da drüben.“

Und er machte mit dem Kopf ein Zeichen nach dem Dorf. Ich versuchte in dieser Richtung zu schauen, aber die Dschungel und das Gebüsch hinderten den Blick auf die Ebene dahinter. Nach und nach steigerte sich das Geräusch, man konnte es immer deutlicher hören. Zehn Minuten, zwanzig Minuten verstrichen wieder. Da stießen wir einen Freun-

denschrei aus. Wir hatten die unsern erkannt. Sie schlugen den Tamtam und sangen dazu auf ihre Art, aber diese Musik, so schrill und wild sie war, erschien uns in unserer Lage himmlisch.

Brüder, ich bin am Ende. Es waren ihrer hundert, mit gespitzten Pfählen und Knütteln, alles tüchtige Leute. Die Sahibs hatten sie auf der Jagd oft als Treiber gebraucht. Sie waren in genügender Zahl um den Tiger nicht fürchten zu müssen. Übrigens hatten sie Reserve: die Herde der Büffel, die ihre dreifüßlangen Hörner gegeneinander stießen, während ihre Hufe den Boden zerstampften und die dampfenden Nüstern von Angriffslust zeugten.

Habt ihr jemals schon eine Büffelherde über die Ebene dahinjagen sehen? Nein. Der Tiger wartete nicht, bis sie kamen. Er hatte sich aufgerichtet, leuchtend vor Wut; da er die Büffel mitterte, duckte er den Schädel, zog den Schweif ein, wie ein gezüchtigter Hund und verschwand im Dickicht auf der andern Seite.

„Ja, meine Freunde,“ so schloß der alte Shilari, indem er seine schweigsamen Zuhörer betrachtete, „ich habe jahrelang in der Dschungel gelebt und habe viele Gefährten kennen gelernt, die, wie ich, Jagd auf wilde Tiere gemacht haben; aber niemals hörte ich von einem Sterblichen, der mitten in der Dschungel in den Krallen, im Rachen eines Tigers lag und später dieses Abenteuer noch erzählen konnte!“

Die Sense.

Ich war just zugegen, als Meister Sergely Czomal in den Laden des Eisenhändlers trat.

„Guten Tag zusammen“, sagte er.

„Guten Tag! Was beliebt?“

„Ich möchte eine Sense haben.“

Der Händler beeilte sich, um ihm einen ganzen Armvoll Sensen zu bringen. Meister Czomal ließ seinen Blick über die Werkzeuge gleiten: „Die Marke ‚Kanone‘ muß es sein!“ machte er verächtlich.

Der Händler trug die Sense mit der Marke „Stier“ zurück und brachte das Verlangte.

„Es sind wohl noch andere da“, sagte der Bauer, dieses Wort wägend.

Der Händler zeigte ihm geduldig alle Sensen mit der Marke „Kanone“.

Gergely Czomal überblickte alle diese Sensen, aber nicht i. m. alles in der Welt hätte er eine davon angerührt. Er kratzte sich am Kopf.

„Nun, was gibt es noch?“ fragte der Händler.

„Um, am Ende muß ich auch alle Exemplare mit der Marke „Stier“ durchgehen“, antwortete Czomal.

Und es blieb dem Händler nichts übrig, als die Marke wieder hervorzuholen.

Meister Gergely schien selber etwas betreten, als er auf gradwohl eine der Sensen in die Hand nahm. Zuerst schloß er das rechte Auge und folgte dem Faden der Schneide; dann schloß er das linke Auge, indem er die Sense lotrecht hielt, die Spitze nach oben; dann drehte er sie um, und hielt sie schließlich über den Kopf, um blinzeln danach zu schauen.

„Wieviel kostet die?“ fragte er gleichgültig.

„Zwei Florin.“

„Diese da?“ fragte er spöttisch, „die da?“

Er legte sie platt vor sich auf die Vorbank und machte mit dem Finger darüber Zeichen in der Luft, die den Stiel dazu vorstellen sollten. Dann nahm er die Sense zwischen Daumen und Zeigefinger, schlug mit dem Finger mehrmals dagegen, ließ sie mit einer Hand los und mit der Spitze nach unten fallen, um sie dann übers Knie zu biegen.

„Um, hm!... zwei Florins für diese Sense?“

Der Händler schwur, daß er sie nicht billiger lassen könne. So viel hatte er selber dafür zahlen müssen.

„Sie ist nicht gut gestählt, wißt ihr?“

„Es ist englischer Stahl, und vom besten!“

„Haltet ihr mich zum Narren? Es ist eine alte Sense, die man auffrischte, nichts anderes!“

„Es ist ausgezeichnete Stahl! Sie wird so lange leben wie ihr!“

„Wenn sie nicht Rücken bekommt!“ lachte Gergely Czomal.

„Eine bessere Sense habt ihr noch nie gehabt!“

„Ich?... ich?...“

„So schaut sie euch doch recht an!“

„Sie anschauen? Warum wollt ihr, daß ich sie anschau? Eine Sense ist eine Sense. Eine Sense gleich der andern. Was brauch ich sie anzuschauen? Ich habe die erste genommen, die mir in die Hände gekommen ist. Also, kurz und gut — wie viel wollt ihr dafür? Ich habe noch viel Kommissionen auf dem Markt zu machen!“

„Ich hab's euch doch gesagt: zwei Florin!“

„Seid ihr noch ein Christ? Ich möchte bloß wissen, was sie kostbar macht, eure Sense!“

Und von neuem begann er sie zu inspizieren. Er ließ sie durch die Luft pfeifen und trat dann zur Tür, um sie im Freien zu betrachten. Auf der Schwelle machte er Halt und kam zurück, um sich zu vergewissern, daß er den Hut auf der Vorbank liegen hatte. Vor der Tür hielt er dann die Sense gegen die Sonne, so daß die glatte bläuliche Fläche im Licht erstrahlte. Den Mund über die Sense haltend, hauchte er darauf und prüfte genau, wie weit der Atem auf der Fläche zu bemerken war, und wie schnell der Fleck wieder verging. Endlich ließ er die Sense am Trottoir erklingen.

„Sie hat einen seltsamen Ton“, murmelte er. Und indem er in den Laden zurückkam, wiederholte er: „Der Ton gefällt mir nicht... Wollt ihr mir sie lassen für ein Florin und achtzig Kreuzer?“

„Hol' euch der T...! Mag sein um zehn Kreuzer weniger! Nehmt sie für ein Florin und neunzig Kreuzer!“

„Unmöglich! So viel ist sie nicht wert. Meine Kinder würden mich schelten. Wie ist's also?“

„Nicht weniger!“

„Dann gesegn's euch Gott!“

Der Bauer ging hinaus, aber um in der Mitte der Straße wieder Halt zu machen. Zurückkommend rief er: „Wollt ihr?“

„Nein!“

Verlegen die Achsel zuckend drehte Czomal den fettigen Hut zwischen den Fingern.

„Nie, seit ich denken kann, hab' ich einen so hartherzigen Menschen getroffen. Dann stellt sie mir in die Ecke dort, ich will mich bedenken!“

Eine gute Stunde verging. Da kam der

Bauer wieder, diesmal mit einem Begleiter.

„Ich bin's“, begann er, ganz außer Atem und schweißtriefend. „Und das ist der Pate meines Sohnes, Meister Komod Istok von Daroszorma. Wir haben mit einander abgemacht, daß er auch eine Sense nimmt, denn wäre es nicht mehr wie billig, wenn wir zwei kaufen, daß jeder die feinige etwas billiger bekäme.“

„Ich kann meine Sensen nicht um weniger verkaufen, ich hab's euch schon hundertmal gesagt!“

„Bedenkt's zuerst! Verderbt euch nicht das Geschäft durch Ungeduld!“

„Ob ihr nun tausend Worte sprecht oder nur eins, das bleibt einerlei!“

„So bleibt ihr dabei?“ rief der Bauer mit erhobener Stimme.

„Ich bleibe dabei“, erwiderte fest der Händler.

„Was machen wir hernach?“ sagte Czomal wieder kleinlaut.

„Jetzt ist's genug, laßt mich in Ruhe!“

„Na, na, lassen wir uns nicht durch Zorn hinreißen! Wenn ihr nicht mehr mit mir reden wollt, so gebt mir wenigstens die Hand!“

Der Eisenhändler reichte ihm die Hand dar, welche Czomal mit Freude ergriff:

„Ein Hund, wer jetzt zurückgeht! Das Geschäft ist fertig!“

Mit geheimnisvoller Langsamkeit begann er jetzt die Weste aufzuknöpfen, dabei stets die Ecke fixierend, wo die Sense angelehnt stand.

„Was ist denn das?“ rief er plötzlich aus.

„Wie mir scheint, ist diese Sense da mehr gebogen und kleiner als die meinige!“

Dabei ließ er mißtrauische Blicke über das Personal im Laden gleiten, griff dann nach der Sense und wog sie auf der Hand:

„Das ist eine andere Sense!“ rief er aus.

„Hol' mich der Ruckuck, wenn das meine Sense ist!“

Und sofort knöpfte er die Weste wieder zu.

„Wie sollte das eine andere Sense sein?“ murkte der Händler. „Macht mir keine Sachen, Meister Sergely, ich könnte die Geduld verlieren!“

„Gut, gut... Aber T... auch! Wieso kam ich dazu, da hinaus zu gehen! Es ist meine Schuld. Aber was mach' ich jetzt?“

„Wenn ich euch sage, es ist die nämliche Sense!“

„Die nämliche? Ich habe auch meine Augen!“

Dabei strich er mit dem Daumen über die Schneide, bog das Instrument übers Knie, bellopfte es mit dem Finger, trug es auf die Straße, ließ es gegen das Trottoir klingen, durch die Luft pfeifen, um in den Laden zurückzukommen mit dem wackelnden Gang einer verunglückten Ente:

„Es ist nicht dieselbe Sense! Für die kann ich nicht mehr geben als ein Florin und sechzig Kreuzer!“

„So macht doch keine Geschichten! Wenn sie euch nicht gefällt, da sind die andern alle, nehmt eine andere!“

„Ich bin nicht so dumm, wieder von vorne anzufangen! Bleiben wir bei der da! Aber ihr zieht mir die Differenz ab!“

„Genug!“

„Dann sollte ich den Schaden tragen? Aber nein! Ihr wollt doch nicht, daß ich euch die Differenz bezahle! Würde euch das nicht wehe tun?“

„Bezahlt und macht nicht so viel Geschichten!“

„Na gut!“ machte Meister Sergely Czomal bitter.

„Einverstanden! Aber halbieren wir die Differenz! Es soll mich auch nicht reuen, auch euch nicht. Halbieren wir die vierzig Kreuzer!“

„Ich kann nichts halbieren!“

„Na gut, da habt ihr euer Geld! Da!“

Und wieder begann er, die Weste aufzuknöpfen. Mit Mühe brachte er die Hand in die innere Tasche, zog einen Florin in Papier heraus und hielt ihn dem Händler hin.

„Ich will auch gleich den Rest!“ sagte dieser.

Aus der äußeren Tasche der Weste entnahm Czomal ein 20 Kreuzerstück, und aus einer andern ein 4-Kreuzerstück.

„Wieso denn, das macht ja nur vier mal zwanzig...!“

Czomal ließ die Hand in der Hosentasche verschwinden und fand dort dreiunddreißig Kreuzer.

„Vierundzwanzig und dreiunddreißig macht siebenundfünfzig... Wie viel noch?“

„Noch dreiunddreißig Kreuzer“, sagte der Händler.

„Ja“, machte Gjomal, „aber hab' ich die bei mir?“

Hierbei beobachtete er mit der harmlosesten Miene das Gesicht des Händlers.

„Hopp!... Das heißt!... Einen Augenblick, einen Augenblick!... Wo habt ihr's hingetan, wo meint ihr, daß es ist, Gevatter? Aha, ja wohl, da im Sackuch!“

Und in der Tat war ein 20-Kreuzerstück in ein blaues Taschentuch geknüpft.

„Noch dreizehn Kreuzer!“ forderte der Händler.

Warum denn nicht! Ich bekomme schon die Sense nicht, die ich haben wollte, und dann habe ich keinen Heller mehr, denn ich habe meinen Geldsack im Ärmel meines Rockes gelassen. Ihr möchtet doch nicht, daß ich so weit laufe um ein paar Kreuzer! Ich bezahl euch ein ander mal!“

„Nein, ich will die ganze Summe, oder ihr kommt eben wieder! Die Sense fliegt nicht fort.“

Jetzt kam Gjomal in Zorn:

„Das also ist mein Kredit! Mein Vater und mein Großvater waren beide als ehrenwerte Männer bekannt. Ich will kein Almosen! Man hat mich auch nicht auf dem Mist gefunden! Werft ihm seine dreizehn Kreuzer hin, Gevatter!“

Und wütend griff er nach der Sense.

„Kommt, Gevatter!“

Auf der Schwelle des Ladens drehte er sich um. Die Augen blitzelten boshaft. Er zuckte die Achsel, ließ die Sense in der Sonne leuchten und sagte mit glücklicher Stimme:

„Ich sag euch — es ist die beste Sense, die ihr hattet, die andern sind keinen Pfifferling wert!“

Kommt zu spät. — Ein Chemiker kam zu einem Bierbrauer, um eine Erfindung zu verkaufen, die darin bestände, Bier ohne Hopfen und Gerste zu brauen. Der Bierbrauer lachte den Mann aus und gab ihm zur Antwort: „Diese Kunst kenne ich schon längst.“

Christnacht beim Herrn von Kervahan.

(Mit einer großen Abbildung.)

Vom Kirchturm aus der Ferne klingen die zwölf Schläge um Mitternacht über die Unendlichkeit der einsamen Ebene dahin, um, gejagt von Windstößen, an felsigen Hängen brüsk zu erstehen.

Und als hätte es dieses Signal erwartet, so erwacht jetzt droben das Schloß von Kervahan, dessen Zinnen auf dem vom Sturm gepetschten Nachthimmel sich abzeichnen. Die Bogenfenster der Kapelle, die Nischen des Festsaales erstrahlen plötzlich in rötlichem Schein und der eifrige Klingklang des Schloßglockleins vermischt sich mit dem dumpfen Lied der Wogen, die gegen den Fuß der Felsen branden.

Hinter diesen Schloßmauern scheidet sich der Herr von Kervahan an, Weihnacht zu feiern im Jahr 1793. Mit seinem Staatskleid drapiert, den Degen an der Seite, das Sanct Ludwigskreuz auf der Brust, den Dreispitz unter dem Arm, steigt Baron Jean-Marie von seinem Gemach herab, das er seit Jahresfrist nicht verlassen hat. Trotz seines hohen Alters ist er noch rüstig, dieser Rest eines mächtigen Geschlechts. Die kaum gebeugte hohe Statur, die Mähne mit den gebleichten Locken, die von Runzeln freie Stirn flößen diese unwillkürliche Achtung ein, die man vor Dingen empfindet, die zu altern verstehen ohne zu verfallen.

Mit festem Blick, ohne mit der Wimper zu zucken, schreitet er aufrecht durch die leeren Gänge, durch die altertümlichen Säle, über Treppen, deren Stufen schwanken, so stolz immer noch in seinem Gang, wie zur Zeit, da seine Schnallenschuhe die Teppiche von Versailles berührten.

An der Haustreppe steht ein Mann, der ihn erwartet. Es ist Mathieu, der älteste seiner Diener. Dieser verneigt sich vor seinem Herrn; dann durchschreiten die beiden Männer schweigend den Ehrenhof und treten entblößten Hauptes in die Kapelle ein.

Unter dem Spitzbogen, dessen Rippen Bildhauerei aufweisen, scheint der Herr von Kervahan zu zögern, und eine Falte durch-

zieht sein Gesicht. Aber dies Zögern ist nur von kurzer Dauer, und die Spannung macht sofort wieder einer Miene Platz, die man nur auf Gesichtern aus Marmor sieht. Der Greis hat wieder den starren Blick und mit seinem methodischen Schritt steigt er den Chor der Kapelle hinan, wo fünf mit Waffen geschmückte Weisföhle in rotem Plüsch in einer Reihe vor dem Altar stehen.

Baron Jean läßt den Blick rasch darüber gleiten, um dann auf den Stuhl in der Mitte zu knien.

Und die Messe beginnt, die Weihnachtsmesse, ein Dankgottesdienst, der unter diesen durch die Jahrhunderte geglätteten Gewölben eher einer Totenmesse gleicht.

Nur das Chor ist beleuchtet; der Hintergrund der Kirche und die Vorbühne mit ihrem hohen Gerüst bleiben in ein grau schimmerndes Halbdunkel getaucht, vor dem sich die Gestalt des greisen Edelmannes abhebt. Von Zeit zu Zeit wirft dieser einen flüchtigen Blick auf die Sitzplätze, die niemand einnimmt. Dann kehrt die Unruhe auf das Gesicht zurück und dieser Ausdruck wird beängstigend, wenn der Priester am Altar mit seiner gebrochenen Stimme das Alleluja anstimmt. Der Freudengesang, den das Echo zurückwirft, tönt wie Trauergeläute für den alten Edelmann; die Kräfte verlassen ihn, er sinkt in die Kniee und scheint zu zergehen mit seinem ganzen Wesen.

Jetzt ist die Messe zu Ende. Der Priester verläßt den Altar. Aber der Herr von Kervahan erhebt sich nicht.

Langsam kommt Mathieu auf ihn zu: „Edler Herr!“ sagt er, „Der Christbrand im Kamin ist entzündet, er wartet auf Sie!“

Bei diesen Worten fährt der Greis zusammen, rasch richtet er sich wieder aufrecht, um dem Lakaien zu folgen.

Auf dem Hof, wo der Schnee unter den Füßen knirscht und der Sturm heult, hält er inne:

„Mathieu, hast du auch das Fallgitter aufgezo- gen die Zugbrücke niedergelassen und das Schloßtor geöffnet?“

„Edler Herr, die Revoluzer sind schon den Paß herüber, ihre Lagerfeuer leuchteten hinter der Felsenklüfte; das Gefindel kann bis

hierher kommen, man hat schon welche gesehen, die uns beobachteten.“

Der Baron unterbrach den Diener: „Ich will, daß mein Befehl ausgeführt wird!“

Da setzt Mathieu ein kleines Horn an die Lippen und tutet dreimal in gellenden, langgezogenen Tönen.

„Fallgitter auf! Laßt die Brücke nieder! Das Schloßtor auf! So befiehlt es der edle Herr!“ ruft er dann mit starker Stimme.

* * *

Im Festsaal, nahe am hohen Kamin, wo das Christfeuer flackert, ist die Tafel hergerichtet. Auf dem Tischtuch aus feinem Linnen stehen fünf silberne Teller, fünf Gläser bei fünf Bedecken.

Langsam schreitet der Herr von Kervahan um den Tisch.

„Hier den Platz für Frau Jehanne! Hier für Baron Marc, hier für den edlen Herrn Alain...“

Und aus gepreßter Kehle spricht er weiter: „Und hier der Platz für Yvonne...“

Wie um der Nahrung zu entgehen, die ihn ergriff, geht der Edelmann auf das gotische Fenster zu, welches die Klüfte beherrscht und von wo aus der Blick ins Weite schweifen kann, hinweg über eine endlose Ducht.

Aber es ist stockfinster und der Sturm tobt immerfort; er läßt die Fenster im Gehänge erzittern. Der Greis lehnt die feberheiße Stirn gegen die eiskalten Scheiben, sein Auge sucht das Dunkel zu durchbohren. Plötzlich zuckt er zusammen. Er sieht in einer Entfernung, die er nicht abschätzen kann, ein kleines Feuer, das bald aufflackert, bald wieder zusammensinkt und auf den Wellen zu tanzen scheint.

„Edler Herr!“ sagt Mathieu, „es ist ein Feuer, das auf den Felsen der Insel der Heiligen brennt... Sind es nicht Revoluzer oder Seeräuber — ich weiß wahrhaftig nicht, wer sich bei solchem Wetter in der Nacht da hinaus wagen würde!“

Der Bruch des Barons entringt sich ein schmerzlicher Seufzer. Er kehrt um, rückt die Spitzentrause zurecht und schürt mechanisch das Kaminsfeuer.

„Heute ist Weihnacht,“ macht er dann. „In dieser Nacht pflegen sich die Kinder desselben Stammes um denselben Tisch zu versammeln... Gnädige Frau Johanne, meine Söhne werden zur Stelle sein. Man trage das reichlichste Mahl auf und schenke von meinem besten Wein in die Gläser...“

Tiefe Trauer legt sich bei diesen Worten über das magere Gesicht des Dieners, in seinen Augen ist ein Ausdruck, wie von Mitleid, aber er gehorcht und geht hinaus.

Das Haupt geneigt, die Arme über der Brust verschränkt, durchmisst der Greis nun den Raum. Und bei jedem Stundenschlag von der alten Turmuhr des Schlosses wiederholt er: „Es ist Weihnacht! Sie werden kommen!“

* * *

Es war ein erschütterndes Drama, welches zehn Monate zuvor den Engel des Todes nach Kervahan geführt hatte.

Die Revolution, die allenthalben wütete, hatte diese rauhen Bretonen nicht mitreißen können, die so sehr mit ihrem Glauben und ihrer Überlieferung verwachsen waren.

Der Marquis de la Rouennerie und Cottereau waren die ersten, die zum Widerstand aufriefen und tausende von Gleichgesinnten scharten sich um ihre Fahne.

Der Edle von Kervahan konnte sich dem Rufe nicht entziehen. Er ließ seine drei Söhne zu sich kommen und sagte zu ihnen:

„Meine Herren Söhne, Gott und der König rufen euch! Mich halten Alter und Krankheit auf dem Schloß zurück. Ihr aber seid jung und stark und mein Blut rollt in euern Adern! Gehet mit Gott!“

Und die drei Brüder gingen nach Plougastel, wo Cottereau seine Armee organisierte. Der alte Edelmann blieb allein auf Kervahan zurück mit der gnädigen Frau.

Mit diesen Scharen von Bauern und Edel-leuten vermengt, die ohne Unterschied des Blutes für die gemeinsame Sache sich opferten, hatten Marc und Alain tapfer gekämpft.

Nicht aber Yvonne. Von Kindheit auf kränklich und schwächlich, von der Mutter verzärtelt, deren Sorgenkind er war, wuchs der junge Mann sozusagen außer dem Bereich

der strengen väterlichen Erziehung auf. Und da er zur Eitelkeit neigte, hatte sich diese mit dem Alter entwickelt und war in unbezähmbaren Stolz ausge schlagen.

So konnte er sich nicht dem eisernen Willen eines Cottereau fügen, dem ehemaligen Vogler, den er dieser Herkunft wegen als Untergebenen traktierte. Eines Tages von seinem Vorgesetzten zur Rede gestellt, hatte er darauf mit einem Schlag ins Gesicht erwidert. Cottereau war schon im Begriff den Glenden zu züchtigen, mit der Waffe in der Hand ging er auf ihn los. Da trat ein Geistlicher dazwischen und Cottereau verzichtete auf Rache; er weigerte sich sogar, den Schuldigen vor den Kriegsrat zu zitieren, aber er jagte ihn von der Armee weg.

Yvonne wäre erhobenen Hauptes in den Tod gegangen, jedoch fraß sich der verletzte Stolz in sein Inneres hinein beim Gedanken, daß ein gewöhnlicher Bauer über sein Schicksal bestimmen konnte. Die schmachvolle Entlassung ließ das Mähegefühl überlaufen. Von diesem Augenblick an schwur er den Chouans (so hießen die Royalisten der Bretagne, auf deutsch „Eulen“) tödlichen Haß und der ganzen Masse, durch die er sich gedemütigt sah.

Er ging darauf nach Nantes zu den Überläufern, welche von den Agenten der Revolution stets mit größtem Eifer aufgenommen wurden. Hier zeichnete sich der Überläufer bald dadurch aus, daß er die Gefangennahme eines gefährlichen Chouans veranlaßte, eines nahen Verwandten von Cottereau.

Jetzt war ihm das Vertrauen seiner Vorgesetzten gesichert und der jüngste derer von Kervahan hieß jetzt nur noch „Bürger Kervahan“. Kurz darauf legte er die Schärpe eines Regierungskommissars der Republik um und wurde dank seiner Kenntnisse von Land und Leuten in Bälde der gefährlichste Feind derjenigen, die er verraten hatte.

* * *

Den ganzen Tag über hatte man in der Ebene gekämpft; erst nach erbitterten Gemegeln ließen die Chouans das Schlachtfeld im Stich, das mit Leichen übersät war.

Drei Dörfer, darunter Kergastel, waren

Uob
se mit
schm-
Billen
ogler,
gebe-
Ber-
mit
ereau
schti-
r auf
ischen
wei-
den
a von
den
lehte
nen,
schal
nung
lester
lehen
Fu-
lasse,
über-
Jah-
men
inzer
ahme
ined
Ber-
von
rd-
ined
und
und
der-
der
Ge-
feld
aren



Die Blauen trafen den Edlen von Kervohan mit dem Regen an der Seite und die Arme über die Brust gekreuzt; aufrecht stand er da.

unter die Herrschaft der Revoluzer geraten. Hier schlugen sie ihr Hauptquartier auf und auch der Bürger Kervahan war dabei.

Während der junge Kommissar sich im Hause des Rektors einrichtete, den man, einen Greis im Silberhaar, zwei Stunden vorher erschossen hatte, kam ein Vorposten und meldete die Gefangennahme von zwei Chouans noch mit den Waffen in der Hand.

„Macht kurzen Prozeß!“ gebot Joannec. Aber kaum hatte er den Befehl gegeben, als ihm eine dunkle Ahnung das Herz zusammenschürzte. Es war ihm, als säge er durch blutigen Nebel hindurch die bleichen Gesichter des alten Edelmanns und der gnädigen Frau, die sich über die Leichen von Marc und Alain beugten...

Jetzt packte ihn die Angst. Er rannte durch die Gassen, denn er mußte schnell zur Stelle sein. Da trachte zweimal eine Salve, als er eben außer Atem hinter der Kirchhofsmauer ankam. Die beiden Chouans hatten ihre Heldenseele ausgehaucht.

Die Leichen lagen mit dem Gesicht auf dem Boden, aber Joannec hatte sie erkannt. Wie ein Tier brüllte er jetzt und seine Lippen zuckten, als müßte er auf die Mörder den Fluch werfen, der ihn erdrückte. Er riß die Schärpe von den Leuten, warf sie den Mördern ins Gesicht und rannte davon mit fliegendem Haar, den Wahnsinn in den Augen und verfolgt vom Engel der göttlichen Rache, der ihm zurief: „Elender, was hast du mit deinen Brüdern gemacht!“

Die Nachricht vom Tode der beiden Söhne war zwei Monate später aufs Schloß gedrungen. Die gnädige Frau, an der schon eine langwierige Krankheit zehrte, legte sich nieder, um nicht wieder aufzustehen, aber nicht ohne dem verzichen zu haben, dessen Verreat sie ahnte.

Der alte Edelmann, dem man die Felsonie seines Lieblings verschwiegen hatte, konnte sich wohl noch aufrecht halten, aber um so mehr litt seine geistige Verfassung darunter.

Und nach und nach brach durch die Nacht seines Trübseins ein Hoffnungsstrahl: „Sie sind nicht tot“, wiederholte er, „nicht gestorben... Der Gott, der Kervahan beschirmt, läßt die Rasse nicht untergehen!“

Schon ist der Tisch gedeckt im weiten Raum und im Kamin knistert der Weihnachtsbrand; aber noch immer schreitet der Greis auf dem Parkett auf und ab, um bei jedem Stunden-schlag zu wiederholen: „Meine Söhne werden kommen, denn es ist Weihnacht...“

Da kommt in der Dämmerung der alte Mathieu herein:

„Edler Herr!“ ruft er. „Die Revoluzer haben die Klippe umgangen. Geben Sie Befehl, daß die Tore geschlossen werden!“

Der Alte hat wohl gehört, aber er scheint nicht zu verstehen, denn mit einer Stimme, so zart, wie ein Hauch, erwidert er:

„Siehst du, Mathieu, jetzt kommen sie... Ihre Schaluppe schiebt sich auf den Uferkiebel!... Meine Söhne kommen zum Weihnachts-schmaus!... Rüste die Stühle an den Tisch!... Sie kommen...“

„Edler Herr, ich beschwöre Euch! Im Namen Gottes und Eurer Sicherheit!“

Aber schon ist der Greis zum Fenster zurückgekehrt:

„Siehst du sie, Marc, Alain und Joannec? Der Sturm raßt, aber nichts vermag sie zurückzuhalten! Wie schön sie sind, meine Söhne und wie ihre Stirn leuchtet vom Ruhm der Schlachten!“

Dann geht der Edelmann mit strahlendem Gesicht auf die Tür zu, um sie zu empfangen, die heute mit ihm Weihnacht zu feiern kommen...

Da dreht sich die Angel und geräuschvoll tritt ein Mann herein. Sein Bart ist verwildert, die Haare beschmutzt, die Kleider hängen in Fetzen. Er stürzt in den Saal herein, hält aber plötzlich inne, als hörte er auf fernem Geräusch.

„Joannec!“ ruft der Alte von Kervahan. Aber der andere sieht die Arme nicht, die sich ihm entgegenstrecken. Er entweicht der Umarmung und fällt hart auf die Kniee.

„Vater! Ja, ich bin's! Euer Sohn Joannec! Euer Sohn, der seine Hände in Blut...“

Mathieu ist auf den Knien zugestürzt und eine schwere Hand fällt auf seine Schulter:

„Kein Wort! er weiß von nichts!“

Joannec hat verstanden. Er blickt den Vater an, wie ein Tier, das von Hundem gehegt ist und steht plötzlich wieder auf!

„Jetzt stehe ich auf der Liste, ein Viech ist auf meinen Kopf gesetzt! Hört Ihr den Börm? Es sind die Blauen (so hießen die Revoluzer), die Jagd auf mich machen!“

Und eine wahnsinnige Angst befüllt den Verräter, er zittert an allen Gliedern, die Zähne schlagen gegen einander.

„Ja spät!“ leucht er endlich. „Sie sind schon im Schloß! Jetzt kommt meine Strafe!“

Ein Blitz durchzuckt das Gehirn des Edelmanns. Er horcht und versteht...

„Die Blauen! So wären das die Blauen?“ murmelt er. Und seine Gesichtszüge verklären sich. Einen Augenblick verweilt er auf dieser menschlichen Ruine, welche einst sein Liebling unter den Söhnen war, dann schaut er zum Diener hin:

„Mathieu“, sagt er, „der Alte von Kervahan wird dir seine letzten Befehle geben. Seine Stunde ist gekommen! Aber bevor er stirbt, befehlt er dir, den letzten seines Stammes zu retten!... Nimm ihn mit fort!... Flüchte dich durch den Engpaß der Klippe!... Vor Gott bist du verantwortlich für sein Leben!... Geh!“

„Segnet mich, Herr!“ sagte darauf der Bretoner nur, indem er ohne Widerstand, ohne zu murren vor ihm niederkniete. Dann rannte er hinaus, den Flüchtling mit sich reichend, der ihm in seiner Todesangst und Verwirrung folgte, ohne sich dessen recht bewußt zu sein.

Die Blauen trafen den Edlen von Kervahan mit dem Degen an der Seite und die Arme über die Brust gekreuzt; aufrecht stand er da.

„Joannec, früher Baron von Kervahan?“ fragte der Bandenführer.

„So heißt mein Sohn! Aber ihr kommt zu spät, er ist schon weit weg!“

„Dann seid ihr mein Gefangener, im Namen der Republik!“

Der alte Edelmann zog seinen Degen aus der Scheide und reichte ihn dem Fremden dar mit den Worten:

„Gehen wir, meine Herren, ich folge euch!“

Eine Woche später befand sich Baron Jean-Marie von Kervahan in einer jener fatalen Gruppen von Gefangenen, welche die famosen Wohlfahrtsausschüsse zur Guillotine beförderten. Aber bis zum Schott blieb ihm das Verbrechen des letzten seines Geschlechts Geheimnis...

Und Joannec? Also fragte ich den alten Zollwächter, der mir die Geschichte erzählte.

Man hörte nichts mehr von ihm. Aber nachdem die Lage ruhiger geworden war, ließ sich ein Einsiedler in der Gegend nieder. Er wurde die Vorsehung der Armen und verschenkte unter sie ein Vermögen, dessen Ursprung niemand bekannt war. Er starb hochbetagt und sein letzter Wille — wie seltsam! — war, in den Ruinen des Schlosses von Kervahan begraben zu werden. Man sagt sogar...

Aber der Nachkomme der Chouans beendete den Satz nicht. Er neigte das Haupt und sagte nach einer Weile:

„Der Himmel sei gnädig der Seele des Bretonen, der ein Verräter seiner eigenen Leute war.“

G. b. Solo.

Ein Feind der Pferderennen.

Es war gegen zehn Uhr abends, an einem Samstag, als Armand Souvel, Rayonchef eines großen Konfektionshauses, seine Wohnung in der Straße Saint-Sulpice betrat. Ein sader und über alle Vorstellungen ermüdender Tag war zu Ende.

Er hatte mit mehreren Kollegen der Firma im Restaurant gegessen, mit Lamer, Folmin und Jules Tarneze und man hatte sich in die Dipe hineingeredet über die Rennen im allgemeinen und jene im besondern, die am andern Morgen in Longchamp um den „Großen Preis von Paris“ vonstatten gehen sollten. Die drei Kameraden Armand Souvels waren für diesen vollstümlichen Sport sehr eingenommen. Souvel konnte ihn nicht ausstehen und fand ihn einfach lächerlich. Das ist Sache des Geschmacks und Temperaments und er-

unter die Herrschaft der Revoluzer geraten. Hier schlugen sie ihr Hauptquartier auf und auch der Bürger Kervahan war dabei.

Während der junge Kommissar sich im Hause des Rektors einrichtete, den man, einen Greis im Silberhaar, zwei Stunden vorher erschossen hatte, kam ein Vorposten und meldete die Gefangennahme von zwei Chouans noch mit den Waffen in der Hand.

„Macht kurzen Prozeß!“ gebot Yvonnec.

Aber kaum hatte er den Befehl gegeben, als ihm eine dunkle Ahnung das Herz zusammenschürte. Es war ihm, als sähe er durch blutigen Nebel hindurch die bleichen Gesichter des alten Edelmanns und der gnädigen Frau, die sich über die Leichen von Marc und Alain beugten...

Jetzt packte ihn die Angst. Er rannte durch die Gassen, denn er mußte schnell zur Stelle sein. Da trachte zweimal eine Salve, als er eben außer Atem hinter der Kirchhofsmauer ankam. Die beiden Chouans hatten ihre Helmschale ausgehaucht.

Die Leichen lagen mit dem Gesicht auf dem Boden, aber Yvonnec hatte sie erkannt. Wie ein Tier brüllte er jetzt und seine Lippen zuckten, als müßte er auf die Mörder den Fluch werfen, der ihn erdrückte. Er riß die Schärpe von den Lenden, warf sie den Mördern ins Gesicht und rannte davon mit fliegendem Haar, den Wahnsinn in den Augen und verfolgt vom Engel der göttlichen Rache, der ihm zurief: „Glender, was hast du mit deinen Brüdern gemacht!“

Die Nachricht vom Tode der beiden Söhne war zwei Monate später aufs Schloß gedrungen. Die gnädige Frau, an der schon eine langwierige Krankheit zehrte, legte sich nieder, um nicht wieder aufzustehen, aber nicht ohne dem verziehen zu haben, dessen Verrat sie ahnte.

Der alte Edelmann, dem man die Felonie seines Lieblings verschwiegen hatte, konnte sich wohl noch aufrecht halten, aber um so mehr litt seine geistige Verfassung darunter.

Und nach und nach brach durch die Nacht seines Trübfinns ein Hoffnungsstrahl: „Sie sind nicht tot“, wiederholte er, „nicht gestorben... Der Gott, der Kervahan beschirmt, läßt die Rasse nicht untergeben!...“

* * *

Schon ist der Tisch gedeckt im weiten Raum und im Kamin knistert der Weihnachtsbrand; aber noch immer schreitet der Greis auf dem Parkett auf und ab, um bei jedem Stunden-schlag zu wiederholen: „Meine Söhne werden kommen, denn es ist Weihnacht...“

Da kommt in der Hast der alte Mathieu herein:

„Edler Herr!“ ruft er. „Die Revoluzer haben die Klippe umgangen. Geben Sie Befehl, daß die Tore geschlossen werden!“

Der Alte hat wohl gehört, aber er scheint nicht zu verstehen, denn mit einer Stimme, so zart, wie ein Hauch, erwidert er:

„Siehst du, Mathieu, jetzt kommen sie... Ihre Schaluppe schiebt sich auf den Uferkieles!... Meine Söhne kommen zum Weihnachts-schmaus!... Rücke die Stühle an den Tisch!... Sie kommen...“

„Edler Herr, ich beschwöre Euch! Im Namen Gottes und Eurer Sicherheit!“

Aber schon ist der Greis zum Fenster zurückgekehrt:

„Stehst du sie, Marc, Alain und Yvonnec? Der Sturm rast, aber nichts vermag sie zurückzuhalten! Wie schön sie sind, meine Söhne und wie ihre Stirn leuchtet vom Ruhm der Schlachten!“

Dann geht der Edelmann mit strahlendem Gesicht auf die Tür zu, um sie zu empfangen, die heute mit ihm Weihnacht zu feiern kommen...

* * *

Da dreht sich die Angel und geräuschvoll tritt ein Mann herein. Sein Bart ist verwildert, die Haare beschmutzt, die Kleider hängen in Fetzen. Er stürzt in den Saal herein, hält aber plötzlich inne, als horchte er auf fernes Geräusch.

„Yvonnec!“ ruft der Edle von Kervahan.

Aber der andere sieht die Arme nicht, die sich ihm entgegenstrecken. Er entweicht der Umarmung und fällt hart auf die Kniee.

„Vater! Ja, ich bin's! Euer Sohn Yvonnec! Euer Sohn, der seine Hände in Blut...“

Mathieu ist auf den Glenden zugestürzt und eine schwere Hand fällt auf seine Schulter:

„Kein Wort! er weiß von nichts!“

Yvonnec hat verstanden. Er blickt den Vater an, wie ein Tier, das von Hunden geheßt ist und steht plötzlich wieder auf!

„Jetzt stehe ich auf der Liste, ein Preis ist auf meinen Kopf gesetzt! Hört Ihr den Lärm? Es sind die Blauen (so hießen die Revoluzer), die Jagd auf mich machen!“

Und eine wahnsinnige Angst befällt den Verräter, er zittert an allen Gliedern, die Zähne schlagen gegen einander.

„Zu spät!“ leucht er endlich. „Sie sind schon im Schloß! Jetzt kommt meine Strafe!“

Ein Blitz durchzuckt das Gehirn des Edelmanns. Er horcht und versteht...

„Die Blauen! So wären das die Blauen?“ murmelt er. Und seine Gesichtszüge erklären sich. Einen Augenblick verweilt er auf dieser menschlichen Ruine, welche einst sein Liebling unter den Bühnen war, dann schaut er zum Diener hin:

„Mathieu“, sagt er, „der Edle von Kervahan wird dir seine letzten Befehle geben. Seine Stunde ist gekommen! Aber bevor er stirbt, befiehlt er dir, den letzten seines Stammes zu retten!... Nimm ihn mit fort!... Flüchte dich durch den Engpaß der Klippe!... Vor Gott bist du verantwortlich für sein Leben!... Geh!“

„Segnet mich, Herr!“ sagte darauf der Bretone nur, indem er ohne Widerstand, ohne zu murren vor ihm niederkniete. Dann rannte er hinaus, den Flüchtling mit sich reisend, der ihm in seiner Todesangst und Verwirrung folgte, ohne sich dessen recht bewußt zu sein.

* * *

Die Blauen trafen den Edlen von Kervahan mit dem Degen an der Seite und die Arme über die Brust gekreuzt; aufrecht stand er da.

„Yvonnec, früher Baron von Kervahan?“ fragte der Bandenführer.

„So heißt mein Sohn! Aber ihr kommt zu spät, er ist schon weit weg!“

„Dann seid ihr mein Gefangener, im Namen der Republik!“

Der alte Edelmann zog seinen Degen aus der Scheide und reichte ihn dem Fremden dar mit den Worten:

„Gehen wir, meine Herren, ich folge euch!“

Eine Woche später befand sich Baron Jean-Marie von Kervahan in einer jener fatalen Gruppen von Gefangenen, welche die famosen Wohlfahrtsauschüsse zur Guillotine beförderten. Aber bis zum Schaffot blieb ihm das Verbrechen des letzten seines Geschlechts Geheimnis...

Und Yvonnec? Also fragte ich den alten Zollwächter, der mir die Geschichte erzählte.

„Man hörte nichts mehr von ihm. Aber nachdem die Lage ruhiger geworden war, ließ sich ein Einsiedler in der Gegend nieder. Er wurde die Vorsehung der Armen und verschenkte unter sie ein Vermögen, dessen Ursprung niemand bekannt war. Er starb hochbetagt und sein letzter Wille — wie seltsam! — war, in den Ruinen des Schlosses von Kervahan begraben zu werden. Man sagt sogar...“

Aber der Nachkomme der Chouans beendete den Satz nicht. Er neigte das Haupt und sagte nach einer Weile:

„Der Himmel sei gnädig der Seele des Bretonen, der ein Verräter seiner eigenen Leute war.“

Eh. Solo.

Ein Feind der Pferderennen.

Es war gegen zehn Uhr abends, an einem Samstag, als Armand Souvel, Rayonchef eines großen Konfektionshauses, seine Wohnung in der Straße Saint-Sulpice betrat. Ein fader und über alle Vorstellungen ermüdender Tag war zu Ende.

Er hatte mit mehreren Kollegen der Firma im Restaurant gegessen, mit Lumer, Folmin und Jules Tarneze und man hatte sich in die Hitze hineingeredet über die Rennen im allgemeinen und jene im besondern, die am andern Morgen in Longchamp um den „Großen Preis von Paris“ vonstatten gehen sollten. Die drei Kameraden Armand Souvels waren für diesen volkstümlichen Sport sehr eingenommen. Souvel konnte ihn nicht ausstehen und fand ihn einfach lächerlich. Das ist Sache des Geschmacks und Temperaments und er-

klärt sich nicht; aber man findet diese Eigentümlichkeit vereinzelt immer noch gerade bei solchen Leuten, die sonst in jeder Beziehung gut begabt sind.

Auf seinem Zimmer zündete Souvel die Lampe an, warf den Hut aufs Bett und setzte sich vor das Tischchen, um eine Zigarette zu rauchen, während er in einer illustrierten Zeitschrift blätterte, die er unterwegs gekauft hatte.

Im Begriff, ins Bett zu gehen, wiederholte er wohl zum zehnten Mal: „Ich frage euch, von welchem Nutzen könnten denn diese Rennen sein, wenn es nicht maskierte Hazardspiele sind! Die Verbesserung der Pferderassen? Das müßt ihr ändern erzählen. Die besten Zugsperde in der Armee wie in der Landwirtschaft haben keine Rennen nötig, um eine ausgezeichnete Arbeit zu liefern. Ich weiß wohl, daß unsere Spleßer die Rennen bestaunen und daß eine Menge von Leute davon lebt. Aber ist das ein Grund, um über jene die Nase zu rümpfen, die vor einem berühmten Pferd nicht auf dem Bauch liegen?...

Sie sind in der Tat verrückt, die naiven Leute mit ihrem „Großen Preis von Paris!“ Ein solcher Ged' bin ich nun einmal nicht. Geht ihr nur nach Longchamp morgen, um zwei oder drei Goldstücke zu verlieren und dem Besitzer des Gewinnenden Beifall zu klatschen! Nein, ich danke, das Vergnügen interessiert mich gar zu wenig! Morgen früh wollen mich die lieben Leute hier abholen zum Mittagessen im Bois de Boulogne und dann zu den Tribünen... Nein, ihr verliert eure Zeit, meine Herren, ich versichere es euch, denn um acht Uhr will ich am Bahnhof Montparnasse sein, um im Wäldchen von Meudon meinen Tag in aller Stille zu verbringen, wo jetzt alles so schön grün ist. So brauche ich auch nicht eure Spöttereien auszustehen, die mir auf die Nerven gehen und die dummen Bemerkungen, von denen ich noch die Ohren voll habe.“ Eine Stunde darauf schlief unser Verächter der Pferderennen einen gesunden Schlaf.

Am Sonntag Morgen nahm Armand Souvel am Schalter eine Karte nach Meudon und stieg in den Zug, der im Augenblick fortfahren mußte. Kaum hatte er sich auf dem Polster fest niedergelassen, als drei andere Reisende ins Coupé hereingestürzt kamen.

„Da wären wir endlich!“

„Es hat Mühe gelöst!“

„Der Zug ist überfüllt!“

„Kein Wunder bei dem herrlichen Wetter!“

„Wieviel wettefst du auf Soliman?“

„Zwanzig als zweiten!“

„Ich wette auf Reseda!“

„Und ich auf Schimpanse II!“

„Das gibt was zu lachen am Abend, wenn einer von uns gewinnt!“

„Himmel, wie da die Pfropfen knallen werden!“

„Also, es bleibt dabei! Wir machen einen kleinen Spaziergang durch das Wäldchen von Meudon vor dem Mittagessen. Wenn es uns dort gefällt, essen wir dort und nehmen dann auf der Seine das Schiff bis Suresnes!“

Armand Souvel drückte sich in eine Ecke und dachte, indem er sich hinter dem Ohr kratzte:

„Da bin ich gut geliefert mit diesen drei Kerlen als Nachbarn! Die wollen auch in Meudon aussteigen und überhaupt machen, was ich vor hatte; da wird es das gescheiteste sein, wenn ich bis Versailles durchfahre!“

In Bellevue steigt ein Bookmaker (einer, der die Wetten aufnimmt) ins Coupé und nimmt gegenüber Souvel Platz; den er alsbald ins Gespräch zieht über die Zucht der Rennperde und die Kunst, sie sicher durchs Ziel gehen zu machen. Wenn man ihn hört, ist es der geschickteste Trainer (einer, der die Pferde abrichtet) auf der Welt. Er muß in Versailles aussteigen, sonst würde er seinem Reisegefährten ein ganzes Kapitel von Heldentaten erzählen; aber da dieser auch aussteigt, wird er ihm die Freude machen, mit ihm eins zu trinken beim Bahnhofswirt, an einem großen Renntag wird man so was nicht abschlagen!

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung,“ sagte Souvel ziemlich kühl, „aber ich steige erst in Rambouillet aus.“ Und in Versailles trennt man sich ohne jegliche Nührung.

„Was mach' ich mir daraus!“ sagte sich der Rayonchef, „Rambouillet hat auch schönen Wald und man wird dort nicht schlechter essen als anderswo!“

In Saint-Cyr wartet eine lärmende Schaar Militärschüler am Bahnhof, welche die leeren

Plätze der ersten Klasse im Sturm nehmen. Das Coupé Armand Souvels ist gestopft voll und die Unterhaltung wird lebhaft weiter geführt. Die Tageszeitungen in der Hand, diskutieren die jungen Leute über die Rennen, die für den Nachmittag angesagt sind und der ganze barocke Wortschatz der Rennsportliebhaber muß dran glauben: turf-tearter, dead-heat, piste, Go-ahead, ring, broken-down, canter, leader, walk-over, und was weiß ich! Es ist eine ganz aparte Sprache, die man wohl bei der babylonischen Verwirrung noch nicht kannte.

„Ich setze auf Reseda“, sagte der eine.

„Wenn er auch zu den Lieblingen gehört, ziehe ich ihm doch Schimpanse II vor.“

„Warum nicht Merinos?“

„Und wie ist's mit Charmeur?“

„Gar nichts ist's mit dem“, versicherte jener, der auf Reseda setzen wollte, das Pferd ist weder klassifiziert noch bekannt; der outsider hat verloren, ehe er genannt ist.“

„Meinen Sie das nicht auch?“ fragte der Militärschüler Armand Souvel.

„Ich könnte Ihnen in der Hinsicht nicht Bescheid sagen, meine Herren, ich verstehe von Pferderennen absolut nichts und will auch nichts davon verstehen!“

„Nicht möglich!“

„Sicher und gewiß! Erstens geh' ich niemals hin oder doch nur selten und wenn es absolut nicht anders sein kann und dann langweilt mich die Sache jedesmal im höchsten Grad!“

„Was Sie sagen!“

„Sie mögen selber urteilen: ich bin heute von Paris weg, damit mich meine Freunde nicht zu den Rennen schleppen können!“

„Das macht sich gut! Wir machen in Rambouillet Halt und wollen dort den Tag zubringen. Machen Sie uns die Freude, uns Gesellschaft zu leisten. Wir essen dort zu Mittag und machen einen Spaziergang durch den Wald. Am Abend trinken wir zusammen Champagner auf das Pferd, das gewonnen hat, wenn es aus unsern Ställen ist!“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, meine Herren, aber ich muß die liebenswürdige Einladung ablehnen, denn man erwartet mich in Chartres.“

„Das ist aber wirklich schade!“

Allein in seinem Coupé zurückgeblieben, denkt Armand Souvel bei sich:

„Je mehr ich mit so sympathischen aber allzulauten Gefährten zusammentreffe, desto mehr höre ich die ganze Zeit ring, piste, ich werde noch eine Indigestion davon bekommen! In Chartres wird der „Große Preis“ die Leute weniger verrückt gemacht haben. Mit ihren deliziosen Pasteten kümmerst sich diese Stadt an der Beauce sicherlich nicht um Soliman oder Reseda!“

Es schlägt 11 Uhr, als Armand Souvel in Chartres ankommt. Nach einer Fahrt von 88 Kilometern an einem herrlichen Junimorgen hat man Appetit. Eben ruft die Glocke im Nationalhotel die Gäste zum Mittagstisch. Armand tritt aus dem Bahnhof heraus. Was hört er?

„Programm für die Pferderennen! Die offizielle Liste der Pferde, welche um den Großen Preis von Paris laufen, zehn Centimes, zwei Sous!“

„Himmel!... seufzt der Rayonchef, sind denn die Leute in Chartres auch von der Rennseuche gepackt! Da brauchte ich nicht vor der Stadt zu flüchten, um hier dergleichen Dummheiten zu hören!“

Im Nationalhotel beginnt und endigt der Mittagstisch unter allerlei Gesprächen, aber ein Thema beherrscht alles und am Ende hört man von nichts anderm: es ist der „Große Preis von Paris!“

Im Kaffeehaus, das Souvel nachher aufsucht ist es noch schlimmer: während man zusammensitzt, wird auf dies oder jenes Pferd gewettet, man diskutiert, man interpelliert, man beschimpft sich, kurz, es ist ein Höllenlärm! Als der Sammler der Wetten auch bei Souvel vorbeikommt, um ihn zu fragen, auf welchen Gaul er setzen will, reißt der den Hut vom Hut und greift zum Stock, er will nichts weiter hören! Und er hält nicht ein, bevor er am Bahnhof angekommen ist, entschlossen, bis nach Le Mans zu fahren.

Auf dem Perron sieht er im Zug, der aus der Bretagne kommt, einen Jugendfreund, der mit seiner Familie nach Paris zurückkehrt.

„Wie, du hier?“ ruft ihm der entgegen.

„Wie du siehst!“

„Wo willst du hin?“

„Nach der Hauptstadt der Sarthe. Was macht man dort?“

„Man spricht von Reseda.“

„Und in Laval?“

„Dort steht Soliman sehr hoch. In Rennes zieht man Schimpanse II vor, Saint-Brieuc schwört auf Merinos. Warum weiß ich nicht. In Morlaix und Brest kommt Reseda an erster Stelle.“

Souvel fühlte, wie er einen Anfall von Schwäche bekam, er war fertig, vernichtet, zerschmettert.

„Was hast du denn, bist du krank?“ fragte der Freund.

„Ach, ich kann gleich zu dir einsteigen, um nach Paris zurückzufahren. Es ist doch überall dieselbe Atmosphäre von Wahnsinn!“

Und der Zug fährt fort, um nur wieder in Versailles zu halten.

„Komm mit mir“, sagt der Freund zu ihm, meine Frau erwartet mich mit meiner Schwägerin an der Bahn, sie haben einen Wagen, wir fahren dich nach Paris und behalten dich zum Souper.“

„Ich weiß nicht, ob ich annehmen soll...“

„Entscheide dich, der Zug fährt weiter!“

Armand Souvel steigt aus. In der Tat wartete da Madame Belnac in Begleitung ihrer jüngern Schwester, Anna Flomant, einer hübschen Brünette von 18 Jahren, mit dem Tilbury. Nach herzhaften Küssen und freundschaftlichen Händedrücken nimmt das Pferd eine lebhaftere Gangart an. Man plaudert und lacht, es hätte nicht viel gefehlt und man hätte gesungen. Armand taut auf unter dem Eindruck dieser Fröhlichkeit und wird wieder guter Laune.

Nach Saint-Cloud ruft Anna Flomant: „Endlich sind wir da!“

„Wieso? Von da nach Paris ist es immer noch eine kleine Weile!“ meinte Souvel.

„Gewiß, aber ich spreche von der Station, die wir in unserm Programm haben!“

„Eine Station?“

„Ja, in Longchamp! Da, sehen Sie, Herr Souvel, diese ungeduldige Masse, da drüben, da wollen wir hin, um das Rennen um den Großen Preis von Paris zu sehen!“

„Niemals!“

„Willst du gleich schweigen!“ ruft Michel Belnac. „Wenn du den Versuch machst, abzustiegen, binde ich dich an Händen und Füßen und lege dich auf einer der Tribünen nieder!“

„Aber Herr Souvel“, fiel jetzt auch Frau Belnac ein, „Sie werden uns das nicht ablehnen wollen, Sie bleiben ja den Abend über bei uns!“

„Kommen Sie doch mit!“ fuhr Anna Flomant fort, „Ich kann Ihnen einen guten Fingerzeig geben. Ich habe diese Nacht geträumt, Charmeur wird gewinnen. Setzen Sie also 50 Frs. auf Charmeur und das Gold fließt in Ihre Tasche.“

„Nein, das ist aber nicht erlaubt, unerhört, zum Verrücktwerden!“ schrie jetzt der Rayonchef. „Man macht 200 Kilometer auf der Eisenbahn, um vom „Großen Preis von Paris“ loszukommen und kehrt zurück, um dabei 50 Frs. zu verlieren!... Das ist Narrheit, nichts anderes!“

„Was Sie dabei aber am meisten überraschen wird“, erwiderte das junge Mädchen, „das ist der beträchtliche Gewinn, der Ihnen zufällt, denn das gewinnende Pferd ist unbekannt und sogar mißachtet, sagt man, und wird morgen berühmt sein!“

Souvel wagte nicht mehr zu widerstehen, er setzte 50 Frs. auf Charmeur. Eine halbe Stunde später und das unbekanntes Rennpferd, eben noch so verachtet, war der Held des Tages. Die 50 Frs., die Armand darauf gesetzt hatte, trugen ihm 6025 Frs. ein; er glaubte zu träumen!

„Und nun?“ lachte Anna Flomant, „hatte ich nicht recht, bin ich nicht eine gute Beraterin?“

„Fräulein, Sie sind eine ganz prächtige Wahrsagerin, ich bekenne es vor jedermann, Ihr Rat ist höchst wertvoll!“

Man kam in heiterer Stimmung nach Paris zum Abendessen.

Einige Tage später machte Armand Souvel seinen Höflichkeitsbesuch bei Freund Belnac; er brachte Blumen für die junge Frau mit und einen Brillantring für ihre Schwester — ein sinniges Andenken an den „Großen Preis von Paris“ — indem er sie um die Erlaubnis bat, ihn an ihren Finger stecken zu dürfen als — Verlobungsring; wenn er sie zur Frau

wählte, konnte er von ihrem guten Rat um so besser profitieren.

Anna Flomant, die weder auf dieses Geschenk, noch auf diesen Antrag gefaßt war, blieb einige Zeit sprachlos.

Frau Belnac nahm das Wort an ihrer statt und bat Souvel, er möchte dem jungen Mädchen acht Tage Bedenkzeit lassen. Ihre Eltern wohnten in Compiègne und müßten natürlich über den Fall gehört werden; nach acht Tagen würde er die Antwort haben.

Diese fiel günstig aus und nach sechs Wochen wurde Hochzeit gefeiert.

Seit diesem Abenteuer mit dem „Großen Preis von Paris“ schimpft Armand Souvel nicht mehr auf die Pferderennen.

Das junge Paar war seltsam, der junge Mann nennt sein Frauchen nur „meine kleine Hexe“.

Frau Souvel hat gar keine Lust zum Hexen; aber weil sie der gesunde Menschenverstand selber ist und sich stets klug zu benehmen weiß, geht alles wunderbar vonstatten und das Glück in der Ehe ist vollkommen.

Das ist die Hauptsache. S. Loubrier.

Der Talisman.

(Mit einer Abbildung.)

„War das ein Fest! Ach Männchen, welch ein Fest! Mir summen die Ohren noch vom Klang der Hither! Und welche Uppigkeit, welcher Überfluß! Welcher Reichtum! Bei Allah, ich sage dir, ich habe mit den Augen so viel genossen als mit dem Mund. Ich weiß nicht, ob die Augen nicht gerade so entzückt waren von diesen Edelsteinen und von golddurchwirkten Stoffen als seinerseits der Saumen durch die Kuchen der vier Brüder oder durch den Pilaff von Richererbsen. Ach, Männchen!“

Noch ganz im Zauber der festlichen Pracht, war Abissa spornstreichs dahergelaufen, um ihrem Gemahl von der Hochzeit der Tochter des Mukbars zu erzählen, die von einem so eben aus dem Krieg heimgekehrten Sergeanten geheiratet wurde — die Türken kämpften damals gegen die ungläubigen Griechen. Es war ein netter Mensch, dieser Sergeant und wohlbegütet, Sohn und Sohneskind eines

Mukbars, gerade wie die Braut! Als die stattliche Gestalt am Arme der Braut zwischen den nach der Tradition verschleierten Frauen hindurchschritt, hätte sich ihn manch eine Mutter als Tochtermann und manch ein Mädchen zum Gatten gewünscht... Alle lästeten, dem frommen Brauch zum Trotz, den Schleier — nur ein Endchen! — um von ihm bemerkt zu werden.

„Und auch die Hochzeiterin! Ach, Männchen, wie schön! Und einen Schmuck sag ich dir! Stelle dir vor, zehn Goldstücke mit dem Bildnis Mahomets auf zwei Reihen, so breit wie die Hand — kannst du dir's vorstellen? Zehnmal fünf Goldstücke um den Hals und strahlend wie die Sonne! Das wäre genug, um alles zu kaufen, was wir besitzen, unser Haus, unser Feld und Haus und Feld meines Brubers noch dazu, und auch Haus und Feld deines Brubers! Und all dies an den Hals gehängt! Ach, welch herrliches Paar!“

Der Mann lächelte. Er kannte die Schwäche seiner Frau. Aber der Sergeant mochte mit seiner Braut ein noch so reizendes Paar sein, hatten sie beide nicht einen schmutzigen Zungen, von einer Statur, die jeden Vergleich anshielt und Soldat dazu, als welcher er vor vier Jahren ausgezogen war, um im fernen Arabien seinen Dienst abzuleisten; er mußte bald zurückkommen, denn seine Militärzeit ging zu Ende. Schon seit Monaten hatten sie keine Nachricht mehr von ihm. Bei Allah, ihr Sohn galt so viel als die Söhne aller Mukbars der Welt!

„Mein Frauchen, man soll niemand um seiner Reichtümer willen beneiden! Allah hat uns das gegeben, was wir haben. Wir haben für unser Alter die beiden Arme unseres Sohnes. Beten wir zu Gott, daß er ihn uns gesund und guter Dinge zurückbringt und wenn wir davon reden, so soll es nur sein, um dem Herrn zu danken!“

Aber sie blieb dabei: „Das Leben ist hart! Wir haben doch kaum genug, um unsern Hunger zu stillen, wir!... Ach, diese Halskette, wie glänzte sie in der Sonne!“

Und ein stiller Zorn stieg in ihr auf, vermischt mit wehmütigen Gedanken an den Sohn, der so weit, so weit war. Wie gerne hätte sie die Hälfte vom Paradies dafür gegeben, wenn